

Vom Da zum Kä

Erstmals ist mit „Django“ ein großer Spielfilm über den bedeutendsten europäischen Jazzmusiker, Django Reinhardt, gedreht worden. Unser Autor hat ihn sich mit dem Hamburger Gitarristen Tornado Rosenberg angesehen



Django Reinhardt (Reda Kateb) sieht im Film von Étienne Comar sogar ohne Kippe im Mundwinkel lässig aus. Foto: Roger Arpaoui/Weltkino/dpa

Von Ralf Lorenzen

Eine Waldlichtung in den Ardennen, 1943. Ein Lagerfeuer, drumherum Wohnwagen, Pferde, spielende Kinder, Holz sammelnde Männer und Frauen, ein alter, blinder Mann singt zur Gitarre auf Romanes ein altes Lied. Tornado Rosenberg im Abaton-Kino übersetzt die Verse laut hörbar für den ganzen Saal „Feuer – Wagen – Pferde – Glück“. Ohne Auftrag, nur weil er will, dass alle es verstehen. In das Lied fallen Schüsse, die Kinder, Männer und Frauen werden getroffen, auch der alte Mann.

Der erste von drei harten Schnitten im Film führt in das Paris des gleichen Jahres – das Quintette du Hot Club de France wartet im Backstage eines voll besetzten Klubs auf ihren Bandleader. Django Reinhardt hat über seine Lieblingsbeschäftigung, dem Fischen, die Zeit vergessen. Statt reumütig zur Gitarre zu greifen, präsentiert der Verspätete stolz seinen Fang, der eine kleinere Mahlzeit abgeben wird. „Das soll wohl auf seinen Auftritt mit Duke Ellington in der Carnegie Hall anspielen“, flüstert Tornado Rosenberg seinem Sitznachbarn im Abaton zu. 1946 war das – und Reinhardt war zu dem Auftritt mit großer Verspätung erschienen, weil er sich in der Hotelbar mit einem Boxer festgequatscht hatte.

Der Hamburger Gitarrist weiß fast alles über den belgischen Musiker, der bis zu seinem Tod 1953 der einzige europäische Jazzmusiker war, der den US-amerikanischen Stars auf Augenhöhe begegnete. Und dem erstmals ein großer europäischer Spielfilm gewidmet ist. „Viel zu spät“, meint Rosenberg.

Ein Festival der Fans

Vor zehn Jahren hatte er selbst mal die Idee zu einem Film über sein Idol und reiste dorthin, wo sich jedes Jahr die weltweite Django-Gemeinde trifft – zum Festival in Samoïser-Seine. In diesen beschaulichen Ort in der Nähe von Fontainebleau hatte sich der müde Reinhardt in seinen letzten Lebensjahren zurückgezogen und hier ist er begraben. Stammgäste des Festivals wissen, dass die besten Partys auf dem direkt an der Seine gelegenen Campingplatz abgehen. Im nie versiegenden Fluss finden sich über vier Tage vor den Zelten und auf der Bar-Terrasse immer neue Jam-Formationen zusammen.

2008 wurde Tornado Rosenberg zum Star des Campingplatzes, er brauchte nur wenige Takte von Reinhardts Minor Swing anstimmen, schon gesellten sich weitere Gitarren, eine Geige, ein Kontrabass, ein Saxofon oder ein Akkordeon hinzu – die sich und das Pub-

likum zusammen regelmäßig in Ekstase spielten. Mit dem Minor Swing eröffnen auch Hot Club du France ihr Konzert 1943 in Paris. Der Film nimmt sich für dieses erste Stück viel Zeit, um Technik und Spielfreude zu vermitteln, zeigt Finger in Großaufnahme, transportiert das blinde Verständnis der Band und das begeisterte Publikum. „Das hat Stocholo gespielt“, flüstert Rosenberg und meint Stocholo Rosenberg, dessen Großvater mit seinem verwandt war und dessen Rosenberg-Trio die Django-Stücke für den Film eingespielt hat.

Nur langsam sickert die lauernde Gefahr in die ausgelassene Stimmung ein. Das besetzte Paris ist „das Bordell der Wehrmacht“, wie ein Oberrazi sagt, und Django Reinhardt nach dem Verschwinden der US-Jazzler der Star der Nachtclubs. Ringum in Europa sind, wie die Eingangsszene zeigte, Roma, Sinti und Manouche bereits Freiwild.

Hitler, kein Clown

Noch will Django von der Gefahr nichts wissen, kümmert sich mehr um seine Bartlänge und Clark-Gable-Coolness. In einer filmischen Nazi-Parodie erkennt er Hitler nicht („Wer ist der Clown?“) – als man es ihm sagt, ist sein zögerlicher Kommentar: „Kein schöner Bart.“ Dass die Nazis ihn sogar für eine Deutschland-Tournee gewin-

nen wollen, trägt zur Scheinlichkeit bei.

Die Wende erfolgt nach einer Verhaftung, ausführlichen Untersuchung und Vermessung des Körpers, die an die Maßnahmen der rassenbiologischen Forschungsstelle in Berlin erinnern. Django akzeptiert den Fluchtplan von befreundeten Resistance-Kämpfern und zieht mit Familie und Band in eine leerstehende Villa am Genfer See. Es beginnt ein zähes Warten auf die Resistance-Gruppe, die sie in die Schweiz bringen soll, während sich die Schlinge enger zieht.

Sinti führten nie Krieg

Die Musik wird immer mehr zur Überlebenssache und aus dem Dandy Django das fürsorgliche Familienoberhaupt. Bei einem doch noch von den Nazis organisierten Konzert zur Hebung der Truppenmoral versetzen die Musiker die Soldaten samt Gleiterinnen trotz Moll-Verbots derart in Ekstase, dass die Resistance unbemerkt von den Wachsoldaten einen abgeschossenen englischen Piloten über den See in die Schweiz bringen kann. Als die Nazis den Coup merken, brennen sie das Manouche-Lager nieder. In der vorletzten Szene zertrümmert Django auf der Flucht in den Bergen seine Gitarre, um sich ein Schneeloch zu graben.

„Die Politik hat in dem Film das Kulturelle nach und nach

verdrängt“, sagt Tornado Rosenberg danach im Bistro. „Aber so war es ja auch. Django wollte sicher auch mehr Musik machen, wurde in seiner Kultur aber immer mehr beschnitten.“ Obwohl er mit der Darstellung des Protagonisten am Anfang des Films nicht ganz einverstanden ist, fand er gut, dass „Franzosen und Deutsche, Sinti und Nicht-Sinti diesen Film zusammen gemacht haben. Gerade 2017, wo es wieder Menschen mit Feinbildern gibt. Am meisten hat mich der Satz gefreut: Sinti haben noch nie einen Krieg geführt.“

Der Film endet damit, dass Django im befreiten Paris das von ihm komponierte „Requiem für die Sinti-Brüder“ dirigiert, dessen Noten verschollen sind. Die Musik erinnert an Bach, den Django sehr verehrt hat. Zur sakralen Musik werden die Bilder ermordeter Sinti, Roma und Manouche gezeigt. „Die Erlebnisse von angesteckten Wohnwagen habe ich tausendmal von meiner Mutter gehört“, sagt Rosenberg, der gerade die Geschichte seiner Eltern aufgeschrieben hat, die sich im Konzentrationslager kennengelernt haben. „Ich lebe in einer Familie, in der so etwas passiert ist. Das ist meine Geschichte.“

„Django – ein Leben für die Musik“, F 2017, ab heute im Kino

shortcuts

Slumming

A/CH 2006, R: Michael Glawogger, D: Paulus Manker, August Diehl
Paulus Manker gibt hier den Quartalsläufer, den zwei gelangweilte Wiener Yuppies in ihr Auto packen und im Morgengrauen auf einem tschechischen Bahnhofsvorplatz wieder abladen. Michael Glawogger ist in seinem ersten Spielfilm boshaft, radikal und komisch.
So, 19 Uhr, Metropolis-Kino, Hamburg

Der Sinn des Lebens

für 9,99 \$
AUS/IS 2009, R: Tatia Rosenthal
Eine Anzeige verspricht: Für nur 9,99 Dollar kann jeder den Sinn des Lebens finden. Dave ist gerade arbeitslos und fragt sich, was das Universum und das Leben für eine Bedeutung haben und so greift er zu. Auch seine Nachbarn in einem Mietshaus in Sydney sind auf der Suche nach dem Glück. Die Geschichte basiert auf der Arbeit des israelischen Schriftstellers Etgar Keret. Die Filmemacherin Tatia Rosenthal hat ihre Adaption als einen Stop-Motion-Film mit Knetfiguren inszeniert. Das dauerte neun Jahre.
Do, Sa, 20 Uhr, B-Movie, Hamburg

Das Weisse Rauschen

D 2001, R: Hans Weingartner, D: Daniel Brühl, Anabelle Lachatte
In seinem Regiedebüt versucht Hans Weingartner ein Bild des Wahns zu schaffen. Er folgt dem jungen Lukas, der unaufhaltsam in paranoide Halluzinationen abdriftet. Gründe für den psychotischen Schub wie eine unglückliche Liebesgeschichte, Drogen und Großstadtdress werden nur halberzählt angeführt. „Das Weisse Rauschen“ will das Ausrasten seines Helden gar nicht erklären. Stattdessen folgt er ihm.
Do, 18.30 Uhr, Kino in der Pumpe, Kiel

The Road to God

knows where
D 1990, R: Uli M. Schuppel
Der Berliner Regisseur Uli Schuppel begleitete „Nick Cave and the Bad Seeds“ fünf Wochen lang auf einer Tour durch die USA. Durch eine 16-mm-Handkamera werden die Bilder wackelig und die Perspektive familiär. Künstliches Licht war verpönt, und so kann man oft nur erahnen, was da gezeigt wird. Erave gab nach einer Sichtung seinen Segen mit den Worten: „It’s beautiful, because it’s so sad. And that is true!“
Mo, 20.15 Uhr, Kino im Künstlerhaus, Hannover

Tartuff

D 1925, R: F. W. Murnau
D: Emil Jannings, Werner Krauß, Lil Dagover
Die klassische französische Gesellschaftskomödie von Molière wurde von Murnau in das Preußen von Friedrich II. verlegt und die Handlung wird als Film im Film präsentiert. Emil Jannings spielt den Schurken, der mit körperlicher Masse einschüchtert. Im City 46 läuft der Stummfilm mit der Live-Begleitmusik von Dirk Dhonau (Schlagzeug), Sandra Hempel (Gitarre) und Hans Christoph Hartmann (Saxofon).
Sa, 20.30 Uhr, City 46, Bremen

Geschichten aus dem Leben

In diesem Jahr widmen sich die Nordischen Filmtage in Lübeck der Sozialisation und Standortbestimmung von Menschen

Von Wilfried Hippen

Bei dem Nordischen Filmtagen es nichts Außergewöhnliches, wenn Vorstellungen schon morgens um 11 Uhr ausverkauft sind. Immerhin ist eines der ältesten Filmfestivals des Landes und für Lübeck wohl eine der wichtigsten kulturellen Veranstaltungen des Jahres. Auf dem Programm stehen 195 Filme an fünf Tagen, sie kommen aus Norddeutschland, Skandinavien oder dem Baltikum. Beim Spielfilmwettbewerb werden 18 Filme präsentiert, mehr als die Hälfte davon sind Regiedebüts. Einer davon ist der Eröffnungsfilm „Dröm vitare/Träum weiter“ der schwedischen Filmemacherin Rojda Sekeröz, der bereits auf dem Filmfestival

Göteborg den Publikumspreis gewonnen hat. Er handelt von der jungen Mirja, die mit ihren Freundinnen aus dem tristen Stockholm nach Montevideo abhauen will. Um die Flugtickets zu bezahlen, plant sie einen Überfall. Doch ihre Mutter ist schwer krank – wer soll sich also um die kleine Schwester kümmern?

In diesem Jahr gibt es gleich mehrere Spielfilme, die „Coming of Age“-Geschichten junger Frauen erzählen. So ziehen in „Miami“ aus Finnland zwei Schwwestern durch das Land, in Joachim Triers „Thelma“ aus Norwegen setzt die Liebe bei der Titelheldin übernatürliche Kräfte frei. Im dänischen Film „Darling“ muss eine junge Balletttänzerin damit umzugehen lernen, dass aus ihrer Karriere

wegen einer Krankheit nichts wird.

Iram Haq ist eine Filmemacherin aus Norwegen, die 2013 schon mit dem NDR-Filmpreis ausgezeichnet wurde und in diesem Jahr in „Was werden die Leute sagen“ von der 16-jährigen Nisha erzählt, die versucht, wie ein normaler Teenager zu leben. Doch als ihre Eltern sie mit einem jungen Mann erwischen, wird sie gegen ihren Willen nach Pakistan geschickt – zu einer strengen Tante. Dieser Film thematisiert auch Immigration und Integration, diesen Fragen ist in diesem Jahr auch die Retrospektive gewidmet.

Unter dem Titel „Mit fremden Augen“ hat der Kurator Jörg Schöning Dokumentar- und Spielfilme ausgewählt, in denen

es um „die Ankunft des Südens im nordischen Kino“ geht. Dieser Süden kann auch das Frankreich des 19. Jahrhunderts sein wie in dem dänischen Filmklassiker „Babettes Fest“, mit dem die Retrospektive am 1. November eröffnet wird. In

ANZEIGE

FREIHEIT 36

JEDEN FREITAG – AB 22 UHR

THANK GOD IT'S FRIDAY

FEIERNDEN FREITAG MIT COOLER MUSIK, KALTEN DRINKS UND DENEN FREUNDEN BEI UNS!

WWW.GROSSEFREIHEIT36.DE

den meisten Filmen geht es um die Einwandererwellen des 20. Jahrhunderts. So spielt Lauri Törhönen „Die Grenze“ aus dem Jahr 2007 zwischen russischen Emigranten, sowjetischen Funktionären und finnischer Nationalisten am Ende des ersten Weltkriegs. Im Norwegen der 50er-Jahre spielt „Mendel“, in dem ein jüdischer Junge aus Deutschland der traumatischen Vergangenheit seiner Eltern nachspürt.

Im Programm findet sich auch „Norwegens Antwort auf Martin Scoresese „Goodfellas“: In „Izzat – A Killer Thriller“ gründen drei junge Pakistani im Oslo der 80er-Jahre eine Mafia.

59. Nordische Filmtage
Lübeck: 1. bis 5. November